



Das Buch der
EMMA REYES

Eine Kindheit in 23 Briefen

BASTEI ENTERTAINMENT 

ganze Körper tat mir weh. Am letzten Tag musste ich oft brechen. Toribio war sehr liebevoll, er stieg von seinem Pferd ab, hob mich von Esel herunter und ließ mich ein wenig zu Fuß gehen.

Am letzten Abend kamen wir kaum vom Fleck, die Pferde hatten Matsch bis zum Bauch, und es regnete die ganze Zeit. Als wir in Guateque ankamen, war es schon fast Nacht, Toribio war wütend auf die Indios und auf Esel, weil er so langsam war. In Guateque gingen wir direkt zu einem großen zweistöckigen Haus, das ganz nah am Hauptplatz lag, dort befanden sich die Kirche und ein großer runder Brunnen mit vielen Wasserstrahlen, sie kamen aus dem Mund von Figuren, die aussahen, als würden sie sich übergeben.

Toribio stieg von seinem Pferd und klopfte an die Tür des großen Hauses, aber niemand öffnete. Wir warteten eine Weile, und schließlich kam eine Frau aus dem Haus gegenüber und sagte, sie hätte einen Brief für die Señorita María. Im Umschlag war der Schlüssel.

Hinter dem Tor zur Straße war ein Durchgang mit kleinen weißen Steinen, das Innentor am Ende führte direkt in einen großen Patio, wo ganz viele Pflanzen und Bäume wuchsen. Ein breiter offener Gang mit Holzsäulen führte darum herum, und die Zimmer hatten alle Türen zum Hof hinaus. Zur Straße hin hatte das Haus zwei Stockwerke, der Rest war nur einstöckig. Im zweiten Hof, wo der Boden aus Ziegelsteinen war, gab es zwei große Öfen zum Brotbacken, die Küche und weitere Räume. Das Gelände dahinter konnte man von der anderen Seite aus betreten, durch ein großes Tor. Dort gab es alles für die Pferde, es war riesengroß, auch Bäume standen dort, ein Rosenapfelbaum, Mangobäume und ein Guavenbaum.

Die Indios luden das Gepäck von den Pferden und verschwanden. Toribio ging mit uns ins Haus. Er machte Türen auf und holte ein paar Sitzgelegenheiten auf den Gang, damit wir uns setzen konnten, und dann sagte er, wir sollten nicht in die Zimmer reingehen, wir wären erhitzt und die Zimmer kalt, seit Jahren schon wäre das Haus verschlossen.

Toribio fragte, ob er bleiben könne, bis der Doktor komme, und die Señora María sagte, er solle sich setzen, und fragte ihn alles Mögliche über die Stadt. In dem Moment warf jemand ein kleines weißes Hündchen über die Mauer, es landete mitten im Hof. Sein Bauch war wie eine Trommel, die Augen standen offen. Toribio sagte, wir sollten den Hund nicht anfassen, wir sähen ja, dass jemand ihn vergiftet hätte. Als wir alle um das Hündchen herumstanden, hörten wir eine raue Männerstimme fragen, ob die Damen aus der Hauptstadt schon angereist seien. Die Señora María stürzte gleich auf den Mann zu und begrüßte ihn, er umarmte sie und tätschelte ihre Schulter. Toribio nahm den Hut ab und neigte den Kopf.

»Wie geht's, Toribio? Haben Sie sich auch schön um das Fräulein und die Mädchen gekümmert? Warum zum Teufel kommt ihr so spät ...?«

»Jawohl, Doktor. Wir haben einen Tag länger gebraucht, wegen Esel, wie die Kinder sagen. Das Hochland bei Regen ist die Hölle, und dieser Esel war immer schon eine Katastrophe, wenn es über schlechte Wege geht.«

»Schon gut, Toribio, geh zum Laden und warte dort auf mich. Und denk dran, kein Wort über die angereisten Damen im Ort ...«

»Jawohl, Doktor.«

Als Toribio gegangen war, setzte sich Roberto an den Rand des Patios, zog seinen Poncho aus, legte ihn auf den Boden und sagte zur Señora María, sie solle sich neben ihn setzen.

Er war ein schöner Mann, groß, schlank, sonnengebräunt, mit sehr schönen Zähnen und glattem Indiohaar. Er trug hohe Lederstiefel mit Sporen, einen feinen Anzug, ein rotes Seidentuch um den Hals, einen weißen Poncho und einen Hut, von dem die Señora María sagte, er heiÙe Korkhut. Immer hielt er so eine Peitsche in der Hand, mit der er sich beim Sprechen an die Stiefel klopfte. Als die Señora María sich zu ihm setzte, sagte er: »Sie sind sehr schön, Señorita.«

Sie lachte und sagte: »Ich möchte dir die Mädchen vorstellen. Kommt, kommt her ... Das hier ist die Ältere, sie heißt Helena.«

»Sie ist sehr hübsch«, sagte er. »Was für schöne Augen. Na, dann gib mir mal die Hand.« Helena ging zu ihm, und er nahm sie auf den Schoß. »Und die andere, wie heißt sie?«

»Die andere ist Emma, Nené, wie Helena sie nennt. Die Ärmste, sie ist nicht nur ein hässliches Entlein, sie schielt auch noch von Tag zu Tag mehr.«

»Keine Sorge, María, dafür haben wir den Doktor Vargas, ein Freund. Er wird ihr die Augen schon richten.«

Ich fing an zu weinen.

»Warum weinst du?«, fragte mich Roberto.

»Weil Sie sagen, dass Sie mir die Augen rausholen wollen.«

Die beiden lachten.

»Dummes Ding, richten heißt nicht rausholen.«

Durch meine Tränen sah ich wieder das tote Hündchen, das vom Himmel gefallen war, ich rannte zu ihm, nahm es mit beiden Händen, und so fest ich konnte, warf ich es Roberto auf die Knie. Das war der Anfang und das Ende unserer Beziehung, ich habe ihn nie wieder gesehen, doch sein Schatten hat sich für immer in mein Leben eingebrannt.

Chef: Du korrigierst gar nichts, ich weiß nicht mal, ob das alles verständlich ist. Manchmal denke ich, es ist nur wirres Zeug, und ich weiß nicht, ob man der Geschichte im Ganzen folgen kann. Ich mache keine Kopie, denn ich schreibe es einfach so runter, und ich weiß nicht mehr, was ich schon geschrieben habe.

GrüÙe an alle. Emma
Paris, 9/69



EMMA REYES

5. BRIEF

Mein lieber Germán,

Roberto B., der zu den besseren Kreisen von Guateque gehörte, war einer der reichsten Männer von ganz Boyacá. Er besaß große Landgüter mit Feldern und handelte mit Rindern und Pferden. Er war verheiratet mit einer hübschen jungen Frau aus Tunja, sie hatten aber keine Kinder. Als sie heirateten, bezogen sie das Haus in Guateque, in das wir nun gekommen waren. Dort lebten sie mehrere Jahre, und in dieser Zeit bauten sie ein weiteres, wunderschönes Haus auf einem ihrer Landgüter am Ufer des Río Súnuba. Seither war das Haus in Guateque verschlossen gewesen, niemand hatte wieder darin gewohnt.

Roberto ging nie mit seiner Frau vor die Tür und verreiste auch nicht mit ihr, sie verließ das Haus nur mit einem Dienstmädchen, um in einem Dorf nahe dem Fluss in die Messe zu gehen.

Roberto war der beste Freund des Vaters von Eduardo, sie hatten zusammen in Europa studiert. Die Señora María hatte ihn kennengelernt, als sie noch ein Verhältnis mit Eduardos Vater hatte, der Junge war da gerade auf die Welt gekommen, und rein zufällig war sie ihm in Tunja wiederbegegnet, als sie dort hinfuhr, um Eduardo wegzugeben.

Roberto hatte ihr vorgeschlagen, doch nach Guateque zu kommen, und ihr ein Empfehlungsschreiben für den Besitzer der Schokoladenfabrik La Especial gegeben, damit man ihr die Filiale in Guateque gab.

Das Geschäft lag am Platz, gleich neben der Kirche. An dieser Stelle war der Bürgersteig sehr hoch, fast einen Meter höher als der Platz, es war also wie auf einem Balkon, man hatte den ganzen Platz im Blick. Das Geschäft hatte zwei große Türen, die Regale reichten bis an die Decke, und die massive Verkaufstheke war sehr hoch, ich habe es nie geschafft, darüberzuschauen. Vor der Theke, an den Wänden und zwischen den beiden Türen, standen ein paar große Bänke, wo die Kunden sich hinsetzen konnten. Das Geschäft befand sich in einem Haus, das einem der Montejos gehörte, das waren mehrere Brüder und sehr bedeutende Herren in der Stadt. Hinter dem Regal war noch ein winzig kleiner Raum, wo die Señora María einen kleinen Tisch aufstellte, um dort essen zu können, ohne dass man sie von der Straße aus sah. Außerdem gab es eine kleine Tür, die ins Haus der Montejos führte, damit man auf dem Gelände dahinter Pipi machen konnte.

Am Tag nach unserer Ankunft kam Toribio wieder, zusammen mit einer sehr jungen India, die der Doktor Roberto uns geschickt hatte, damit sie als Hausmädchen bei uns arbeitete. Sie hieß Betzabé und war sehr klein, hatte einen kurzen Hals und eine so platte Nase, dass man nur die beiden Löcher sah, hübsche schelmische Augen, gute Zähne, glattes schwarzes Haar, gebunden zu zwei straffen Zöpfen, und sie trug Espadrilles, die immer ganz weiß waren, mit schwarzen Schleifen, einen großen, sehr weiten Rock aus

grober Wolle und darunter weitere Röcke aus rotem Flanell. Sie kam mit einem Strohhut und einem Tuch unter dem Hut. Betzabé war die Tochter eines der Bauern, die auf den Fincas von Roberto arbeiteten. Noch am selben Tag ging die Señora María los, um mit ihr einzukaufen und die Montejos um die Schlüssel für das Geschäft zu bitten.

Nach einer Woche hatten wir alles so weit hergerichtet, als hätten wir unser ganzes Leben dort gewohnt.

Seit wir in Guateque waren, ließ die Señora María sich Señorita María nennen. Für uns änderte sich nichts, denn wir sprachen sie sowieso nicht an, wir sagten nur »ja, Señora« oder »nein, Señora«, und wenn sie nichts zu uns sagte, blieben wir still.

Die Señorita María entschied, dass Helena den ganzen Tag bei ihr im Geschäft verbringen sollte, falls irgendwelche Besorgungen zu machen wären und damit sie die Regale hochstieg und die Pfundpackungen Trinkschokolade herunterholte. Ich selber musste mit Betzabé zu Hause bleiben, die Tür zur Straße immer abgeschlossen. Die Señorita María wollte nicht, dass wir rausgingen und mit den anderen Kindern im Ort Umgang hatten, egal aus welcher gesellschaftlichen Schicht. Sie selber hatte auch keinen Kontakt zu irgendeiner Familie und keine Freundin. Betzabé machte das Mittagessen, und um zwölf Uhr brachte sie einen Tragetopf und einen Korb mit Tellern und Besteck ins Geschäft. Sie blieb, bis die beiden gegessen hatten, und kam mit dem schmutzigen Geschirr zurück. So lange war ich zu Hause eingeschlossen. Verglichen mit meinem Leben in dem Zimmer in San Cristóbal in Bogotá war das Haus in Guateque wirklich das Paradies. Am Anfang fehlten mir die Freunde von der Müllkippe, aber dann gewöhnte ich mich schnell daran, allein zu sein. Betzabé war den ganzen Tag mit Putzen und Kochen beschäftigt, und ich streifte durchs Haus es kam mir riesig vor, und tatsächlich war es das auch.

Die Señorita María kaufte Hühner und ein kleines Schwein, das war mein Allerliebstes, wahrscheinlich habe ich es sogar auf den Mund geküsst und bin mit ihm in den Armen eingeschlafen. Nach und nach habe ich gelernt, auf die Bäume zu klettern, nur nicht zu weit hoch, und mit einem Stock habe ich versucht, die Früchte herunterzuholen. Natürlich habe ich mir tausend Schrammen und blaue Flecken geholt, aber nie etwas Schlimmes. Die Hühner gewöhnten sich an, in die Brotöfen zu hüpfen (die wir nie benutzten), um dort Nester zu bauen und Eier zu legen. Wenn ich sah, dass eine Henne in einem Ofen verschwand, krabbelte ich hinterher und blieb stundenlang still und wartete darauf, dass sie das Ei legte, dann nahm ich es und hielt es mir noch warm an die Wangen. Sobald es kalt war, flitzte ich los und brachte es Betzabé. Ich setzte mich auch unter die Bäume, baute kleine Strohhütten, pflückte Blumen, sprach stundenlang mit meinem Schwein, das mir noch dazu durchs ganze Haus folgte wie ein Hund. Wenn es mich morgens sah, quiekte es wie verrückt vor Freude. Einmal war es voller Läuse, und wir mussten die Borsten abschneiden und alle Läuse einzeln wegmachen. Ich lebte genauso im Schmutz wie mein Schwein, und alles war voller Schrammen, die Arme, die Beine, das Gesicht.

Der Samstag war immer der große Tag, dann musste ich mit Betzabé zum Wäschewaschen an den Fluss gehen. Wir gingen ganz früh am Morgen los. Betzabé trug das Bündel Wäsche auf dem Kopf, in einem Korb war das Essen für uns beide, ich trug die Schokoladenkanne. Der Weg war weit, ab und zu nahm Betzabé mich auf den Arm, um schneller gehen zu können. Der Río Súnuba kam mir riesig vor, es war der erste Fluss, den